

Format de citation

Doering, Detmar: Rezension über: Charlotte A. Lerg, Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848/49, Bielefeld: transcript Verlag, 2011, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 2012, 1, DOI: 10.15463/rec.1189741585, heruntergeladen über Website



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 1/2012

Charlotte A. Lerg: Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848/49

Bielefeld: transcript Verlag, 2011, 361 S., ISBN: 978-3-8376-1670-5

Es wäre im 19. Jahrhundert ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, hätte sich ein liberales Revolutionsprojekt nicht irgendwie am Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika orientiert. Bei Beginn der Februar-Revolution in Paris wurde der Sitz des amerikanischen Botschafters Richard Rush – immerhin der leibhaftige Sohn eines Unterzeichners der Unabhängigkeitserklärung – zum Treffpunkt der liberalen Intellektuellen und Politiker. Mit Alexis de Tocqueville wurde am Ende gar der Autor zum Außenminister, dem man die wohl bekannteste Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und dem Staat der Amerikaner verdankte.

In Argentinien schrieb nach der liberalen Revolution von 1852 mit Juan Bautista Alberdi ein Kenner des amerikanischen Föderalismus die Verfassung des Landes, die deutlich am großen Beispiel orientiert war.

Warum sollte es in Deutschland am Vorabend der 1848er-Revolution anders sein? Nun, es war es auch nicht. Mit ihrer außerordentlich fundierten Darstellung hat Charlotte A. Lerg (Ludwig-Maximilians-Universität München) in ihrem Buch „Amerika als Argument“ den Amerikadiskurs in Deutschland vor und während der Revolution detaillierter untersucht als das bisher auf diesem keineswegs unbeackerten Feld geschehen ist.

Lerg wählt dafür als methodologischen Ansatz eine kontextuelle Deutung der Amerikadeutung in Deutschland, die sich an Faktoren orientiert, die im Lande selbst bestimmend waren. Dadurch wird auch der eigentliche Gegenstand recht präzise eingegrenzt. Es geht also nicht um die Angemessenheit des deutschen Amerikabildes im amerikanischen Kontext selbst, d.h. um die Frage, ob denn das Gesagte wirklich mit den dortigen Realitäten übereinstimmt, sondern darum, aus welchen „innerdeutschen“ Gründen sich die Diskussion speiste, und welche Funktion sie dort ausübte. Dazu gehört etwa die Frage, wie sich die verschiedenen Wellen der Auswanderung in die Neue Welt auswirkten oder über welche Kanäle der Diskurs akademisch verlief. Bei Letzterem spielt in der Frühphase (spätes 18. Jahrhundert bis Ende der Napoleonischen Kriege) unter anderem die Universität Göttingen eine wichtige Rolle, die wegen der Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien einen liberaleren Geist pflegte und einen besonders privilegierten Zugang zu First-Hand-Informationen hatte. In dieser frühen Phase der Amerikarezeption war der politische Aspekt jedoch nicht so dominant wie es später im Vorfeld der Revolution von 1848/49 der Fall sein sollte. In dieser Zeit betrat der „politische Professor“ die historische Bühne, der das Bild der Paulskirchenversammlung lange dominieren sollte, obwohl – wie Lerg nachweist – lediglich rund 10% der Abgeordneten tatsächlich Professoren waren.

Dem eigentlichen Thema nähert sich Lerg im Folgenden aus zwei Richtungen. Erstens, durch die ausführliche Darstellung zweier sehr unterschiedlicher Amerikaexperten, die in der Revolution eine wesentliche Rolle spielen sollten. Da ist der preußische Historiker Friedrich von Raumer, der sich vom Standpunkt eines maßvollen Royalisten dem Thema näherte, und der badische Jurist Robert von Mohl, der als herausragender Vertreter des südwestdeutschen Liberalismus gilt. Beide befassten sich in historischen und staatswissenschaftlichen Werken ausführlich mit Amerika und brachten ihr Wissen auch in den Revolutionsdebatten an. Und obwohl beide von unterschiedlichen Positionen her argumentierten, konvergierten im Laufe der Zeit ihre Ansichten in mancher Hinsicht. Als ein einfach zu übernehmendes Beispiel wollten sie die junge Republik nicht sehen, weil dies eine schablonenhafte Übertragung nicht übertragbarer historischer Erfahrungen bedeutet hätte. Salopp gesagt: Dies wäre ein rein ideologisches Projekt geworden.

Dies deutet auch schon auf den zweiten Teil der Analyse hin, der die konzeptionelle Ebene betrifft, d.h. die eigentliche Anwendung von „Amerika als Argument“. Hier weist die Autorin auf die Vorsicht hin, die die Beteiligten bei ihrer „revolutionären Tätigkeit“ walten ließ, die wiederum der Furcht vor revolutionären Exzessen entsprang. Von einer „defensiven Revolution“ spricht sie in dem Zusammenhang. Die Amerikanische Revolution nach 1776 schien ein harmloseres und funktionstüchtigeres Beispiel zu liefern als die Französische, die in Terror und napoleonische Diktatur abgeglitten war. Hier – das sei nur nebenbei bemerkt – hätte die im Buch ausgeblendete, aber tatsächlich in Deutschland eifrig betriebene Deutung des Werkes von Edmund Burke erwähnt werden können, der als Beobachter beider Revolutionen das Thema ursprünglich grundgelegt hatte. Als Sympathisant der Amerikanischen und Gegner der Französischen Revolution hatte Burke unterschiedliche Akteure im deutschen Vormärz wie Dahlmanns und Gentz intellektuell geprägt.

Indes, die Affinität zu Amerika – insbesondere im Vergleich zu Frankreich – verleitete kaum einen der vielen Teilnehmer am Diskurs zu einer im deutschen Kontext sicherlich immer noch radikal anmutenden bloßen Übernahme des ja recht fernliegenden Beispiels. Vielmehr standen stets pragmatisch ausdiskutierte Einzelaspekte im Vordergrund, etwa das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Gleichheit oder der föderale Aufbau der Verfassung. Viele Paulskirchenmitglieder pflegten regen Briefwechsel mit amerikanischen Politikern. Nur wenige wurden dadurch aber zum republikanischen Staatsmodell bekehrt. Vielmehr stand die Anwendbarkeit auf eine anzustrebende konstitutionelle Monarchie fast immer im Mittelpunkt – so unterschiedlich sonst auch die Standpunkte gewesen sein mögen, die man mit dem argumentativen Rückgriff auf das amerikanische Beispiel zu rechtfertigen trachtete.

Alles in Allem: Die Autorin hat einen wichtigen und vielbeachteten Teilaspekt der politischen Debatte von Vormärz und Revolution quellensicher und ausführlich bearbeitet. Der Detailreichtum und die neuen Nuancen, die sie dabei setzt, dürften dem Buch einen festen Platz in der das Thema betreffenden historischen Literatur sichern.

Berlin/Potsdam

Detmar Doering